

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Lisbeth. Von Maria Rebe

[urn:nbn:de:bsz:31-339547](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339547)

Elisbeth.

Von

Maria Rebe.

Wo ein glaubig Herz im Stillen
Seines Gottes Führung ehrt,
Wird zum heil'gen Vaterwillen
Ihm das herbste Loos verklärt.

R. Gerold.

Die Sonne, welche nach kurzer Sommernacht das letzte Mondesviertel erblaffen macht, sendet, wo es immer angeht, ihre Strahlen hin. Diese Strahlen wollen die Menschenkinder zur Tagesarbeit wecken. Es gelingt ihnen mannigfach, regt es sich doch allenthalben im Dorfe. Nur in einer Stube kann die gute Sonne nicht viel ausrichten. Auf dem Bette liegt des Bauern Frau, die nicht zu wecken ist. Der Seligen verklärte Züge leisten Gewähr, daß die Seele in höherem Lichte sich bewege, als die irdische Sonne solches zu geben vermag. Der Bauer sitzt an der Tischecke vor dem Gebetbuche, in dem er seine mit dem Tode ringende Frau Gott befohlen. Nun sucht er auch für sich Trost und Kraft zwischen den Blättern, aber Thräne um Thräne drängt sich aus den Augen, bis der arme Mann, das Gesicht in die Hände bergend, in lautes Weinen ausbricht.

In Hof und Stall hantiert der Bub und lugt verwundert drein, daß der Bauer den Morgen verschlase. „'s ist ihm zu gönnen,“ denkt Hans schließlich, „mit der kranken Meisterin hat er die Nachtruhe nicht.“ Er streut, er striegelt, er füttert und tränkt, aber immer noch zeigt sich kein Rauch über dem Kamin, immer noch bleibt die Hausthüre geschlossen. Vorsichtig nähert er sich dem niedern Fenster und schreit laut auf, als er sieht, wie es hinter den Scheiben steht. Der Schrei des Knaben rüttelt den Meister auf. Er trocknet die Augen und tritt noch einmal ans Bett, nimmt die Lederkappe zwischen die Hände und betet:

„Vater unser, der du bist im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme, dein Wille geschehe, auf Erden wie im Himmel. Unser täglich Brot gib uns heut' und vergieb uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel, denn dein ist das Reich und die Kraft in Ewigkeit . . .“

Amsonst wartet er auf das Amen, mit dem seine Frau jeden Morgen das Gebet schloß. „Sie wird's im Himmel gesagt haben!“ seufzt er, „aber ich hör's nicht mehr.“

Nun schickte er den Jungen zu seiner Schwester, der Sternwirtin, und that im Haus, was sein mußte. Bald darauf war der arme Witwer in Fragen und Antworten, in Anordnen und Ausführen verstrickt, so daß er kaum mehr an seine trostlose Lage denken konnte.

Die Sternwirtin besorgte das Leicheneffen und nahm sich wacker darum an, daß beim Leichenbegängnis alles in richtiger

Form verlaufe. Außerlich war auch die ganze Einrichtung untadelhaft, doch als der Jungengeorg, gegen das Ende des Essens, dem Witwer den Trost einsprach: „Steffen, du mußt allewege wieder heiraten; einem Mann, der, wie du, im Eigeneu sitzt, kann's nicht fehlen, du bekommst Zehne, wenn du nur den Finger zum Fenster hinausstreckst.“

„Ferri,“ antwortet der Witwer mit bebenden Lippen, „laß meine Alte wenigstens kalt werden, und nimm dir's vor, wer mir mit solchen Dingen kommt, den schmeiß' ich zu meiner Gerechtigkeit hinaus.“

Daß es der Bauer ernst mit seiner Drohung nehmen werde, wußte jeder, der ihn kannte. Früher ging man deswegen heim, als man vorgehabt, so daß Steffen in der Stille überschlagen konnte: „Soviel ich für mich und den Buben brauch', kann ich schon noch kochen; im Uebrigen kann mir meine Schwester aushelfen.“

Steffen, ohne reich zu sein, ist schuldenfrei; das Höflein ererbte er von seinen Eltern, seine Frau brachte ihm die nötige Einrichtung zu. Sie sparten, was bei ihren geringen Bedürfnissen vorschlug, so daß es immer am Ende vom Jahr gut bei ihnen drein sah. Um vieles schienen sie nicht reicher geworden zu sein, aber Steffen hatte das schönste Joch Kühe, und Schiff und Geschirr war so gut, ja mannigfach besser als in größeren Bauernhöfen. Kein Wunder, wenn manche Mutter über den Haun an Steffens Grasgarten lugte und dabei dachte: „Da d'rinn saße meine Tochter nicht übel!“ aber immer blieb's bei den frommen Wünschen. Wenn mithin sein Schmutzjude

oder ein hausierender Krämer mit Heiratsvorschlägen in Steffens Hof kam, so konnte es von diesen heißen wie von den Boten im Gleichnis vom Weinberg; wenn der Bauer auch gerade keinen getötet, so stäubte er sie doch zum Hause hinaus, so daß jeder für sich dachte: „Da geh' ich nicht mehr hin.“

So hätte der Witwer in dieser Beziehung Ruhe gehabt, aber er mußte zugeben, daß sein wohlgeordneter Hausstand nach und nach in Verfall kam. Männerhände sind eben nicht im stande zu thun, was eine Frauenhand spielend verrichtet. „Nehme dir eine Magd!“ riet die Sternwirtin und besorgte ein Mädchen. Aber diese verschleifte die Ware, und dabei sah es nicht viel besser in der Haushaltung drein als vorher. Steffen schickte die ungetreue Haushälterin weg und wirtschastete aufs neue mit seinem Hans.

II.

Der gnädig die hungrigen Raben ernährt,
Und Futter den Jungen der Löwin beschert,
Der hörte das Schrei'n,
Der sähe die Pein
Des schmachttenden Würmleins — und bliebe
von Stein?

K. Gerold.

Steffen pflügt, während Hans, den Kartoffelkratten am Arm, die Knollen je einen Schritt auseinander in die Furche legt. Die Arbeit nimmt beider Aufmerksamkeit also in Anspruch,

daß keiner ans Reden denkt. Das Gott! und Har! geht ja bloß die Kühe an, und diese haben darauf nichts zu erwidern. Doch da regt sich etwas auf dem grasigen Abhang, der den Acker begrenzt: leises Weinen und Wimmern. „Hans, lug’!“ sagt Steffen. Dieser sieht ein mit Hüdeln bedecktes Kind das magere Gesichtchen über die Hecke heraufstrecken.

„Es ist der Lumpenfrau Kind,“ berichtete der Knabe. „Bring’s,“ entgegnete der Bauer, indem er, die Furche endigend, unter dem Birnbaum, wo der Korb mit dem Frühstück wartet, anhält. Als Steffen den Kühen ihr Gras vorgeworfen, kehrt er sich gegen den Baum, wo Hans die Sauermilchsuppe zurechtstellt und die Löffel daneben legt. Mit gierigen Augen betrachtet das arme kleine Ding die gelbliche Suppe und langt nach dem Brot.

„Du hast allewege Hunger,“ meint Steffen, und anstatt selbst zu essen, füttert er das Kind, das immerzu schluckt, bis es den Bauer dünkten will, es sei genug, wenn’s nicht zu viel werden solle. Das Stück Brot, welches für den kleinen Gast abfällt, wandert sink der Suppe nach. Hans leistet wohl auch recht nett, wenn’s ans Essen geht, aber so schnell und so viel hätte er nicht zu essen vermocht, hatte er doch sein Lebtag nicht gehungert, wie dieser kleine Spatz.

„Wie heißt du, Kind?“ fragte Steffen.

„Lisbeth!“ war die Antwort.

So hat meine Frau selig geheißt, denkt der Bauer und sieht dabei den armen Tropf freundlich an. Fühlt die arme Kleine das Wohlwollen, das ihr entgegenkommt? Sie schmiegt

sich an den Bauern und lugt mit ihren schönen blauen Augen zu ihm auf. Diese Augen sind wohl das einzig Lichte an dem armen Mädchen, ist es doch sonst von Schmutz überdeckt.

„Warum bist du denn nicht daheim, Lisbeth?“ fragt Steffen.

„Sie hat mich geschlagen, und da bin gerade noch zur Thür hinausgekommen und habe geheult, sie ist mir nachgelaufen, aber sie hat mich nicht gekriegt.“

Der Bauer stand auf, er legte das Grastuch zurecht. „So, Lisbeth,“ sagte er, „leg dich dahin, ich will dich mit dem Sack zudecken, du kannst schlafen, derweil wir fertig machen.“

Nach diesen Anstalten wurden die Kühe vor den Pflug gespannt; Steffen faßte an, „In Gottes Namen Zu!“ sagt er, und Hans folgte mit dem Kratten. Spitz bewacht derweilen das Kind, bis dieses schläft, dann legt auch er sich auf die Grastuchecke und wartet von da weg schlafend des Wächteramtes. Kurz, alles ist still ringsum; Steffen kann seinen Gedanken nachhängen. „Wie man nur so ein armes Geschöpf schlagen kann! Du lieber Gott, als wir unser Bißle hatten, wie lieb haben wir's gehabt, und als der liebe Gott es uns nahm, wie weh hat's uns gethan. Ich glaub' meine arme Frau hat's ihrer Lebtag nicht überwunden. Jetzt hat sie ihr Kind wieder, aber ich hab' niemand mehr! Gott verzeih' mir meine Sünd! Hab ich denn nicht den Hans, und der ist brav. Wir meinten damalen wunder was wir thaten, als seine Eltern beide tot waren und wir ihn zu uns nahmen, und jetzt vergilt er mir reichlich, was meine Selige an ihm gethan hat. Aber das arme Ding dort, es will mir nicht aus dem Kopf.

Das schlagen! und es lügt einen so treu an. O es giebt Leute, man sollte sie auf einen Haufen Reiser setzen und dann anzünden, wenn's uns Holz nicht schad' wär!" Endlich liegt der Acker von der Egge geebnet, Steffen nimmt die Kappe ab, nicht um sich selbst das Kompliment über die Meisterarbeit zu machen, wohl aber um das Stück Land Gottes Schutz und Obhut anzuempfehlen.

Unter dem Birnbaum ist alles wach. Hund und Kind spielen zusammen, als müßte das so sein, und als sei auf der ganzen weiten Welt keine Lumpenfrau.

„Hans, führ' du das Geschirr heim, füttere, und wenn du Zeit hast, hantiere in der Küche, ich will derweilen das Kind heimführen.“

„Nicht heim! nicht heim!“ schrie die Kleine entsezt und machte Anstalten noch einmal durchzubrennen.

„Das geht nicht anders,“ sagte Steffen und faßte den Flüchtling bei der Hand, „doch sei nur ruhig, ich will deiner Alten schon heimleuchten, sie schlägt dich gewiß nicht mehr.“

Widerstrebend, weil's eben nicht anders ging, ließ sich Lisbeth dem Armenhaus zuführen, wo die Lumpenfrau wohnte. Das Nest war leer; außer dem Ofen, dem in den Boden eingerammten Tisch und dem Dreibein, der zum Sitzen diente, war nichts in der unsauberen Stube zu sehen.

„Sie ist fort!“ jubelte das Kind und brach in so herzliches Lachen aus, daß es den Bauern selbst lustig dünkte.

„Jetzt geh' ich mit Euch und bleib bei Euch!“ sagte Lisbeth und faßte zuversichtlich ihres Beschützers Hand.

„Ja so geht's nicht, gutes Kind, wir müssen zuerst zum Bürgermeister.“

Dieser war um guten Rat verlegen. „Man wird müssen das Weibsbild einfangen, daß sie ihr Kind wieder nimmt“ sagte er, „besser wär's, wenn wir sie ganz los wären, denn sie treibt's stark mit Stehlen und Kartenschlagen. Wer möcht aber das verlumpte Ding da wollen? Dazu ist die Mutter nicht aus der Gemeinde, so wird auch diese nichts für das Kind thun wollen.“

„Laßt die Her' laufen,“ sagte Steffen, „ich will sehn wie ich's mache. Die Gemeinde braucht Unserem nicht zu helfen, wenn er einen hungrigen Spahen füttert.“

Lisbeth nahm wieder getrost Steffens Hand und ließ sich in den Stern führen.

„Um's Himmels willen, Steffen, was ist jetzt los? wie kommst du zu dem verlumpten Kind?“ ereiferte sich die Sternwirtin.

„Das ist gleichgültig, Schwester,“ erklärte der Bauer, „keine Mutter ist auf und davon, und es hat sich verlaufen, wir haben es am Rain aufgelesen. Jetzt will ich's zu mir nehmen, aber mach's zurecht. Ich will dir Zeug von meiner Seligen schicken, laß ihm davon machen, was es braucht.“

Der Bauer ließ seiner Schwester keine lange Bedenkzeit, er war auf der Gasse, ehe diese sich von ihrem Verwundern erholt. Lisbeth stand an der Thüre und schaute in der Stube herum, wie wenn sie persönlich der Handel nichts anginge.

„Komm!“ sagte die Frau, nachdem sie im Schrank gekramt, wo sich allerhand zum Wechseln vorfand.

Nun ging es an den Brunnen. Widerwillig rührte anfänglich die Sternwirtin ihre Pflegebefohlene an, als sie aber auf des Kindes Rücken und Armen blaue Streifen sah, überkam sie großes Mitleid. Sorgfamer führte sie den Waschlappen, kämmt das wirre Haar und flocht es in Zöpfe. Als Lisbeth in der neuen Montur steckte, hatte die Sternwirtin Gefallen an ihr und dachte: „So unrecht hat mein Bruder nicht, wer weiß, ob's nicht noch für ihn zum Guten ausschlägt!“

III.

Zum neuen Jahr den alten Glauben,
 In diesem Zeichen siegen wir;
 Glück zu, mein Volk, auf allen Bahnen,
 Entrolle kühn der Zukunft Fahnen,
 Doch Christus bleib' das Reichspanier:
 Zum neuen Jahr den alten Glauben,
 In diesem Zeichen siegen wir!

H. Gerold.

Daß Steffens Segensspruch über dem Acker kein vergeblicher gewesen, beweist die Wanne voll Kartoffeln, die auf dem Tische steht. Alle sind geplatzt und zeigen durch die graue Haut ihren mehligem Inhalt. Auch langen sie wacker zu, die drei, welche am Tische sitzen. Das heißt der Bauer kommt nicht dazu, einen Erdapfel aus der Wanne zu holen, so flink versorgt ihn Lisbethchen mit geschälter Ware, dabei schämt sie für sich und schaufelt ihren Käse mit der Messerspitze, und hat auch noch

Zeit übrig, allerhand Unsinn zu schwätzen. Wenn die Augen nicht wären, könnte man kaum noch das magere verkommene Kind der Lumpenfrau erkennen, so hat es sich herausgemacht. Steckt es doch in tüchtigen Kleidern, die blonden Haare sind glatt geschheitelt und hängen in zwei Zöpfen am Rücken hinunter, die dicken roten Backen machen Steffens Küche alle Ehre. Genug, der arme Tropf ist daheim, und es ist ihm wohl wie dem Fisch im Wasser. — Der Käßteller ist leer, in der Wanne liegt nur noch, was die Hühner für den nächsten Morgen brauchen.

„Kind, bet!“ sagt Steffen aufstehend. Wie helles Silber klingt das Dankgebet von den rothigen Lippen, dann machen sich Hans und Lisbeth ans Abräumen, während Steffen seine Pfeife stopft und sich in den Lederstuhl hinter den Ofen setzt.

Es ist Sylvester, ein Tag, an dem jeder einmal, gerne oder ungerne, auf das vollendete Jahr zurückblickt. Auch Steffen denkt an das verflossene, und dabei falten sich seine Hände. „Ich bin wahrlich nicht werth aller Treue und Barmherzigkeit, die Gott mir erzeigt. Meinte wieder einmal, ein gutes Werk zu thun, indem ich das Vischen nahm, und nun hilft das Mädchen mir durch. Wo das Kind nur alles her hat. In der Schule das geschiedteste, daheim wie ein großes. Horch nur, wie sie in der Küche wieder lachen. Der Hans wird ganz lebendig, seitdem das Kind da ist. Wenn es so fortgeht, ist ja Alles in der Ordnung, und ich weiß, für wen ich arbeite.“ Weiter kommt Steffen nicht in seinen Betrachtungen, denn Lisbeth und Hans stürmen in die Stube.

„Pfetter!“ jubelt Lisbethchen, „Hans sagt, er gewinnt mir 's Neujahr ab, und ich gewinn's Euch allen beiden ab, und Ihr müßt mir Stollen kaufen so groß!“

„Das wär!“ entgegnete Hans, „du Siebenschläferin kannst ja nicht aufwachen, bis die Sonne dir auf die Nase scheint. Gib nur acht morgen früh!“

„Gib nur du acht und lug zum Fenster hinaus! Pfetter, Ihr auch.“

So wär's noch eine Weile fortgegangen, wenn nicht Steffen gesagt hätte: „Das wird sich ausweisen, wer gewinnt, wir wollen jetzt thun, was sich an einem Sylvesterabend schickt.“

Er legte die messingbeschlagene Bibel auf den Tisch und ein Messer daneben. „Nun, Lisbeth, stich einmal für dich.“ Das Kind steckte das Messer zwischen die Blätter, es berührte den 20. Psalm, welcher lautet:

Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir, und hörte mein Schreien und zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann, und hat mir ein neu Lied in den Mund gegeben zu loben unsern Gott.

Steffen streichelte über des Kindes Scheitel und sagte gerührt: „Das lerne auswendig, und behalt's fürs ganze Jahr, ja für dein ganzes Leben. Nun Hans, stich du!“ Hans traf Römer 8. 28. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

„Wenn du das weißt, so hast du genug, Hans, halt's fest

fürs Jahr und fürs Leben. Nun will auch ich sehn, was mir bestimmt ist.“ Er stach das 21. Kapitel in der Offenbarung. Er las es mit bewegter Stimme und dachte dabei seiner seligen Frau. Die niedere Stube ward erfüllet von der Herrlichkeit Gottes, die von Herz zu Herzen wogte, während, in einförmigem Pendelschlag, das Jahr seinem Ende zueilte.

„Kinder, nun soll's lustig hergehen,“ sagte nach einer Weile Steffen und langte den Korb aus der Kammer, den er hehlings mit Nüssen, Äpfeln, Neujahrsstollen und Lebkuchen gefüllt, dazu stand ein Kännlein warmen Weines, mit Zucker und Zimmt gewürzt, in der Ofenröhre. So lebten die drei wohl bis ihnen die Augen vom Schlaf schwer wurden und sie zu Bette gingen. Hans schlief steifest neben Steffen, diesen aber hielten die Gedanken noch eine Weile wach, da hörte er in der Kammer Lisbeth aufstehen. Leise schlich das Mädchen auf den Strümpfen ans Fenster, durch dessen angelaufene Scheiben der Vollmond schien. Auf dem Stuhle knieend schrieb es Prost Neujahr an die Scheibe und kehrte wie ein Wiesel ins Bett zurück. Steffen lachte. —

Vor Tag streckte sich Hans und wollte Lisbeth das Neujahr abgewinnen. „Lug dort ans Fenster,“ sagte lachend der Bauer; da stand ganz deutlich: Prost Neujahr! Der Frost hatte über Nacht die Schriftzüge versilbert, und der sinkende Mond that im Augenblick das mögliche, um denselben einen feinen Goldschimmer zu verleihen.



ich, was er
Chenber,
in jener Zeit
er Gerichte
ad, in die
lle.
ch einer Zeit
en er schick
in gefälli
re und Jan
wohl die ihn
Bette ginge
er hielten be
er Ramm
im Sträu
der Sallma
Wenig
Bett gung

des Haupt
Inhalt der
Der Zeit
der jähliche
stellen man

IV.

Der Jüngling greift im Wandermut
 Nach Stab und Hut;
 Ihn zieht es fern vom Vaterhaus
 Zur Welt hinaus,
 Und Freund um Freund die Hand ihm bot:
 „Behüt' dich Gott!“
 Ein Mägdlein still bei Seite stund,
 Es schweigt ihr Mund,
 Ihr Auge schimmert himmelblau,
 Beperrt von Thau:
 „Dein denk ich alle Morgen neu
 In stiller Treu!“
 „Vergißmeinnicht!“

R. Gerold.

Etliche Jahre sind über Steffens Haus gegangen, Moosbüschel setzen sich allgemach zwischen die Ziegel, aber unter dem Dach und drunten im Hof geht alles wie früher von statten. Steffen und Hans wirtschaften in Stall und Feld, Lisbeth verrichtet in Stube und Küche, was sein muß. Das Kind der Lumpenfrau ist mittlerweile zum stattlichen Bauernmädchen geworden, dem die Elsäffer Schleife über die Stirn und die Spizenkrause um den Hals gar wohl anstehen. Wie stattlich indes das Mädchen auch sein mag, zwei Dinge hat Lisbeth aus ihrer Kindheit mit herübergebracht: das herzliche Lachen und den heiteren, sonnigen Blick in den schönen Augen.

Steffen sitzt, die Pfeife im Mund, auf der Bank am Stall, während ein schöner Frühlingsabend über den Dachfirst leuch-

tet; ein Tag schwerer Arbeit liegt hinter dem Manne, nun genießt er der Ruhe und freut sich über Hans, der in seiner gemessenen Art die Kühe besorgt. Besonders Wohlgefallen spricht aber aus dem faltigen Gesicht, als Lisbeth mit dem Melkkübel aus dem Haus kommt. „Schneckt's, Vater?“ fragt sie im Vorübergehn. Bald darauf hört Steffen die Milch in den Eimer schäumen.

„Glück hab' ich mit den Kindern über die Maßen,“ denkt der Bauer — nicht bedenkend, daß mit den höheren Mächten kein sicherer Bund zu flechten ist. Die Kassel an der Hofthüre kündigt, und der Bote von der Bürgermeisterei schreitet gemächlich durch den Hof; er giebt ein Blatt ab, das verdächtig genug aussieht. „Hans soll zur Musterung!“ erklärt er nach Botenart.

„Na da soll denn auch! das Kind steckt ja noch in den Bubenschuhen!“ sagt Steffen ärgerlich.

„Was Bubenschuhe?“ erwidert der Beamte, „er ist zwanzig Jahr alt, und einen Kerl wie euern Hans kann der Kaiser wohl brauchen.“

„Das glaub ich schon,“ giebt Steffen zu, „aber ich brauch' ihn auch.“

„Thut alles nichts! Soldat muß er sein,“ meint der Bote und geht weiter, um seine Zettel zu verteilen.

Die Pfeife, die vor etlichen Minuten lustige Rauchwölkchen aufgewirbelt, giebt nur noch grauliche Asche von sich, als unwillig der Bauer ins Rohr bläht. „Da rauch der Kuckuck!“ sagt Steffen, steckt die Pfeife ein und geht in den Futtergang, wo Hans das Heu ausschüttelt. Auch uns will dünken: Hans

sei ein Kerl, den der Kaiser in seiner Armee brauchen könne, und was schließlich den Ausschlag giebt, die Herren auf der Bürgermeisterei werden an der Musterung unsere Meinung teilen.

Steffen streckt dem jungen Mann den Zettel hin; dieser sagt: „Das hab' ich schon eine Weile kommen sehn!“ und steckt den Kühen neues Futter auf.

„Was hast du kommen sehn, Hans?“ fragt's unter der Falb hervor.

„Daß ich Soldat sein muß!“ ist die Antwort.

Eine Weile hört man bloß das Rauschen der Milch, dann wird der Melkstuhl gerückt, und Lisbeth geht mit dem Melkfüßel in die Küche. Unter den Kartoffeln mag das Feuer geraucht haben, wischt doch die Köchin mit dem Schürzenzipfel über die Augen, dann geht's aber frisch und flink wie immer, vom Küchentisch an den Herd, von der Wasserbank an den Kuhfüßel, nur klingt heute abend kein lustiges Lied durch die Arbeit. Wohl wird in Küche und Stall alles beschiedt und gethan wie gewöhnlich, aber es ist wie wenn Haus und Hof unter einem Nebel lägen, den die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermögen.

Lisbeth ringt den Schüßellumpen aus, hängt denselben ans Tropfbrett und gießt das Spülwasser in den Schweinefüßel, als Hans in die Küche kommt. Das Mädchen spült den Aufwaschfüßel aus und bürstet den Wasserstein, als wäre dies seit Jahr und Tag nicht geschehen.

„Na, Lisbeth,“ sagte Hans, „fragst du nichts danach, daß ich fortgehe?“

„Was soll mir da dran liegen, muß ich doch nicht Soldat werden,“ erwiderte Lisbeth weiter bürstend.

„Vor dem kannst du sicher sein, dich nehmen sie schon dessetwegen nicht, weil du gleich Kommandant sein möchtest.“

„Mach' den Narren nicht, Hans, es ist mir nicht drum.“

„Mir auch nicht, das darfst du glauben, Lisbeth. Komm', ich will dir etwas sagen, was uns zwei allein angeht.“ Sie gingen durch die Hintertüre in den Grasgarten, wo gerade der Mond sich bemühte, seine Strahlen durch die dichten Blütenbüschel an den Kirschbäumen zu drängen.

„Ich mein, wir gehören zusammen,“ sagte Hans, des Mädchens Hand fassend. „Wir sind zusammen groß geworden und ziehen nun allgemach zehn Jahre an demselben Strang. Wenn ich meine drei Jahre herum hab', so wird's Zeit sein, daß ich heirate. Nun wollte ich aber wissen, wie ich mit dir dran bin, und ob ich mich auf dich verlassen kann?“

Eine Weile ging's, bis Lisbeth den Antrag faßte, dann sagte sie mit Thränen in der Stimme: „Hans, ich bin der Lumpenfrau Kind!“

„Davon red' nicht, du bist unser Kind, wir haben dich mit heimgenommen, und von dem, was zuvor war, ist nichts an dir hängen geblieben. 's ist kein schöneres und braveres Mädchen im Dorf, und eben deswegen will ich sicher sein, ehe ich fortgeh'.“

„O Hans!“ schluchzte Lisbeth und sank an des Geliebten Brust.

Ueber den selig Geeinten wölbte sich der wundervolle Blütenbaum, und leise rieselten die weißen Blütenblätter hernieder, als eben der Abendwind durch die Nester strich.

Ahnungslos von all dem, was sich unter den Kirschbäumen zutrug, ging Steffen zu Bett. Die Frage: „Wie mach' ich's ohne den Hans?“ hielt den Schlaf fern von seinem Kopfkissen, und beim ersten Tageschimmer tanzte die Frage wieder auf dem Deckbett, und als Lisbeth mit freundlichem „Guten Morgen!“ die Suppenschüssel brachte, erklärte Steffen: „Ich werde müssen um einen Knecht auslugen!“

„Nur das nicht,“ sagte Lisbeth. „Wer weiß, welchen Unflat man ins Haus bekäme. Ich denk', wir machen's allein. Da ist der alte Vogt am Daubenwald, den nehmt für alle Tage, ich will ihn schon herausfüttern. Wenn der Mann in guter Kost steht, so bringt er's wohl noch hin, und wenn's Not thut, so sind Leute genug da, die gerne bei dem Steffen tagelöhnern.“

Der Bauer fügte sich diesem weisen Rat, und es ging, wenn auch nicht nach der Schnur wie früher, als Hans die Geißel hatte

Goldig senken sich die Strahlen der Maisonne in der Sternwirtin Obstgarten, wunderbar sprießt, sproßt und blüht es hier an Kraut und Staude, an Baum und Hecke, aber mitten in all dem wonnigen Frühlingsleben sitzt die kranke Sternwirtin. An dieser verfallenen Gestalt verschwendet die kräftige Maisonne umsonst ihre Strahlen, sie vermögen wohl Hände und Rücken zu erwärmen, aber in die Tiefen der Brust, wo der Totenwurm nagt, vermögen sie nicht einzudringen. Die Frau hat sich zu Tode gesorgt und gearbeitet. Als junge Witwe mußte sie dem Wirtshaus und dem Ackerwesen vorstehen und ihre drei Buben erziehen. Diese Aufgaben hat sie gelöst, aber

nun, wo ihr Ältester, von den Soldaten heimkehrend, das Anwesen übernehmen soll, fehlt die Mutter. „Ich möchte ja schon gern fort,“ überlegt sie, „wenn er nur eine Frau hätte!“

In diesem Augenblick kommt Steffens Lisbeth durch die Gartenthüre. — „Ja ja,“ denkt die Sternwirtin, „das wär eine!“

„Grüß Euch Gott, Base, wie geht's? Das ist schön, daß Ihr haußen seid, so wird's bald anders kommen!“

„Ja Lisbeth, anders wird's kommen, aber nicht so, wie du meinst, meinen Schaden heilt kein Doktor und keine Sonne mehr aus. Aber ich will nicht klagen, hat mich doch unser Herrgott stark gemacht, bis unser Karl das Leitseil in die Hand nehmen konnte. Nun hab ich noch eine Sorge, und wenn da alles in der Nicht ist, will ich gerne sterben.“

„Was quält Euch denn noch, Bas!“ fragte Lisbeth ahnungslos.

„Eine Frau möcht ich für den Karl, eine brave, fleißige, die dem Haus wohl ansteht. Auf's Vermögen brauchen wir nicht besonders zu sehen.“

„Deren findet Ihr genug, Base,“ meinte Lisbeth, „da ist das Matthijen Lenel, in Annekäth . . .“

„So weit brauchen wir nicht zu suchen, Lisbeth,“ sagte die Sternwirtin, die Aufzählung der heiratsfähigen Mädchen unterbrechend, „ich mein, wir finden schon näher.“

Das Mädchen errötete bis über die Ohren. „Ich weiß nicht, was Ihr meint, Base,“ stotterte sie. „Ich wollte fragen, ob Ihr mir von Euren weißen Stangenbohnen geben könnt, die mit den langen Schoten.“

„Ich will sehen, ob ich noch davon habe!“ sagte die Sternwirthin entmutigt.

Der Redestoff war zu Ende. Lisbeth verabschiedete sich.

Auf der Heubühne war Karl mit Heurupfen beschäftigt, als Lisbeth in den Garten kam; er lugte durch das Loch an dem Laden, und als er das Mädchen in seinem Sonntagsstaat zwischen den Blumenrabatten stehen sah, entwichte ihm: „Donnerwetter! ist das das Lumpensiesel?“

Mit Behagen hörte er der Mutter zu. Als Lisbeth so gar knapp abbrach, dachte er: „Die, welche am liebsten heiraten, widern sich am meisten!“

Sachte schlich er die Stiege hinunter, nahm Angelschnur und Fischgerte, und als Lisbeth an die Brücke kam, war er mitten darauf und eifrig daran Fische zu fangen. Er ließ das Mädchen nahe herankommen, dann machte er plötzlich kehrt und streckte die beiden Armen aus. „Den Brückenzoll, Jungfer!“ lachte er.

„Herr Jesses, Karl,“ schrie Lisbeth, „lug hinter dich, es brennt daheim bei Euch!“

Während Karl dem Schreckensruf folgte, schlüpfte Lisbeth hinter ihm durch und über die Brücke weg. Karl sah sie noch Rübchen schaben und dann zwischen den Grasgärten verschwinden.

Friedlich kräuselte sich der Rauch aus dem Kamin über der Sternwirthschaft, aber die Flamme war zahm, sie dachte nicht an Böses.

V.

Ich möchte heim; ich sah in sel'gen Träumen
 Ein bessres Vaterland,
 Dort ist mein Theil in ewig lichter Räumen,
 Hier hab ich keinen Stand:
 Der Lenz ist hin; die Schwalbe schwingt die
 Flügel,
 Der Heimat zu, weit über Thal und Hügel,
 Sie hält kein Jägergarn, kein Vogelleim —
 Ich möchte heim!

Carl Gerold.

Steffen hängt den Dreiecker und die Sonntagskutte an die Ofenstange, zieht die Stiefel aus, steckt die Füße in Holzschuhe und geht dann vom Stall in die Scheune, besieht sich Raufe und Futtertrog, und als er sich überzeugt, daß der alte Bogt alles richtig beschickt hat, setzt er sich vor den Stall und zündet seine Pfeife an.

Er hat seiner Schwester, der Sternwirtin, ins Grab nachgesehen. Das ist ein eigen ernster Blick. Für den Einen bleibt das Grundloch mit Moder und Verwesung das Ende aller Dinge, für unsern Steffen wölbt sich der Himmel darüber hin und zieht die bange Seele aus den finsternen Todesrätseln hinauf in die lichtvollen Höhen, wo ewiges Leben flutet. Der Abendstern wird allgemach sichtbar über dem Hausfirst. „Sind sie vielleicht dort auf dem Stern?“ fragt Steffen, indem sich seine Augen aufs neue feuchten. „Ob sie wohl sehen, was wir hier unten treiben? Ich meine fast,

für mich ist wohl noch alles verriegelt und verschlossen, aber meine selige Frau könnte gewiß nicht selig sein, wenn sie alles vergessen müßte, was sie auf der Erde gehabt, und meine Schwester, die mit einem Wunsch gestorben, ist doch auch nicht ganz von ihren Kindern los. Ja der Karl, ich hab's ganz anders gemeint, aber es wird sein müssen."

Ueber dem kam Lisbeth heim; noch ehe sie ins Haus ging, setzte sie sich neben den Bauern. „Ihr seid früh fort, Vater," sagte sie.

„Ich hab' nicht mehr am Tisch bleiben können, als der Wein die Köpfe warm gemacht und dummes Geschwätz und Streiten anfing. Es ist doch ein Leichenmahl, und dabei vergißt man am allerersten den Toten."

„Ja, es dünkte mich fast auch so, als ich vom Herd aus den Lärm hörte, was mir aber am meisten die Sache verleidete, ist, daß der eigene Sohn der Seligen in der Küche seine dummen Spässe haben wollte. Wenn er nicht den Leichenrock angehabt hätte, so wär ich ihm mit den fünf Fingern ins Gesicht gefahren."

„So ungeschickt hätt' ich nicht gemeint, daß der Karl sein könnte," erwiderte nach einer Weile Steffen. „Hätt' ich's gewußt, so hätt' ich meiner seligen Schwester das Wort nicht gegeben . . ."

„Welches Wort?" fuhr Lisbeth auf.

„Ich mußte ihr vor dem Tode versprechen, daß ich dich in den Sternen hergebe, und daß du den Karl heiraten sollst."

„Das hast du versprochen, Vater?"

„Was konnt' ich thun, wenn meine Schwester beim Sterben ihr Alles auf diese Heirat setzt?“

„Vater,“ sagte Lisbeth und stand kerzengerade vor dem Bauern, „aus der Verbindung kann kein Tag des Lebens nichts werden, denn ich gehöre unserm Hans an, mit Leib und Seele.“

„Was sagst du, Lisbeth? Das hätte ich nicht gemeint, wenn's mich schon manchmal dünkte, so wär's am besten. Der Duckmäuser hat mir kein Wort davon gesagt, selbst dann nicht, als ich mit ihm in die Stadt ging. Wie habt ihr's nur so hehlings fertig gebracht?“

„Das ist in der letzten Zeit geschehen,“ sagte Lisbeth, „wir sind übereingekommen, daß nicht die Rede davon sein solle.“

„Aber der Schwester hab' ich's in die Hand versprochen,“ fing Steffen aufs neue an.

„Das, Vater, hast du sechs Monate nach dem Versprechen gethan, das ich dem Hans gegeben. Das erste Versprechen gilt, und dabei soll's bleiben.“

„Meine Schwester selig hat gesagt: die Lisbeth würde ver Sternenvirtschaft wohl anstehn, und was kann das Mädchen mehr haben, als daß es meines Karls Frau wird?“

„So weit versteig' ich mich nicht; wenn Hans Tagelöhner wird und ich ihm dabei helfe, so ist mir das lang gut genug. Hab ich doch an ihm einen Mann, der vor der Welt und vor Gott bestehen kann. Und daß wir arbeiten können und unser Sach verstehn, das, Vater, haben wir Euch zu verdanken.“ Damit ging Lisbeth ihrer Wege.

„Ich werd's einrichten, daß ihr noch etwas mehr zu danken

habet. Mein Erspartes liegt sicherer in meiner Kinder Hände als bei dem Leichtfuß im Sternen," dachte Steffen.

Die Sonne brennt auf das Erntefeld, das zu großem Teile nur noch Stoppeln aufzuweisen hat, zwischen denen hie und da ein Aehrenleser das farge Brot zusammensucht. Lisbeth ist weit und breit allein auf dem Acker, sie trägt den Weizen sorgsam in die Strohschale und knebelt die Garben. Was ist los, daß der Bauer die Garben nicht bindet? Steffen knebelt seine Lebensgarbe hinter dem Kölschvorhang, welcher sein Schmerzenslager umgiebt. Lisbeth, wenn auch durch Krankenpflege, mitunter auch Nachtmurruhe, erschöpft, hat sich dennoch aufgemacht, um mit dem alten Bogt den Weizen einzubringen. Der Schweiß trieft ihr von der Stirne, aber wie das Gesicht auch unter dem weißen Kopftuch glühe, immer rafft sie aufs neue die Schwaden auf und fesselt das Getreide in die Strohbänder.

„Grüß' Gott, Lisbeth!“ tönt's auf einmal vom Pfade her.

„Hans!“ schreit das Mädchen, läßt den Knebel in der Garbe stecken, und auf halbem Wege liegen sich Hans und Lisbeth in den Armen.

„Es scheint, es geht Not an den Mann, daß du binden mußt,“ sagte Hans.

„Leider ja,“ erwiderte Lisbeth, „der Vater liegt schwer, und du kommst wie ein rettender Engel vom Himmel.“

„Na da wird der Engel einmal die Montur ausziehen und Garben binden,“ meinte der Soldat.

Hans knebelte, Lisbeth trug ein und erzählte dabei: „Der

Vater hat sich lang gegen das Kranksein gewehrt, erst als die Füße geschwollen waren, ist er ins Bett; nun kann er nicht mehr heraus, als wenn wir ihn in den Lehnstuhl setzen, da ringt er dann mit dem Atem, daß es ein Jammer ist. Der Bürgermeister, der ihn manchmal besucht, sagte: Steffen müsse Hilfe haben, er wolle schon fertig bringen, daß der Hans heim dürfe, so hast du Urlaub bekommen.“

Die letzte Garbe war fertig, doch der alte Vogt mit den zwei Kühen zeigte sich noch nicht am Hohlweg.

„Nun setze dich neben mich, Lisbeth,“ sagte Hans, sich auf eine Garbe niederlassend.

„Nein,“ schüttelte das Mädchen; „ich muß heim, der Vater will anders liegen, und dann muß ich ihm sagen, daß du da bist, damit er von der Freude keinen Nachteil habe.“

Leichtfüßig eilte Lisbeth über die Felder, während Hans auf den Wagen wartete.

Die Freude schien dem kranken Steffen nicht geschadet zu haben, er war im Gegenteil heiterer als seit Wochen.

„Rück' mir den Lehnstuhl an den Tisch, Hans, ich will mit Euch essen, und du, Lisbeth, mach Eierkuchen, aber viel, denn ich habe Lust danach.“

Auch Wein mußte herbei, Vater und Kinder waren fröhlich und guter Dinge wie lange nicht, war doch frisches Hoffen in die Herzen eingezogen.

Die Hoffnung ist schön, wie die Wellen im klaren Bach, aber trügerisch wie diese ist sie auch.

Wie müd auch Lisbeth in jener Nacht gewesen sein mochte,

der bleischwere Schlaf wurde durch Röcheln, das aus der Stube herkam, gestört. Eilig kam sie an Steffens Bett, und entsetzt nahm sie die Veränderung wahr, die sich bei dem Kranken vollzogen; das Gesicht war fahl, Augen und Mund eingefallen, mühsam und hohl wand sich der oft stockende Atem durch die keuchenden Lungen. Hans wurde geweckt, aber auch er konnte nicht helfen, wenn er auch den Sterbenden hoch betete und so in den starken Armen hielt. Einmal noch leuchtete der Blick über seinen lieben Kindern, die Lippen bewegten sich, aber das Wort auszusprechen, dazu mangelte es an Kraft, wenn schon das Bewußtsein klar zu sein schien. Doch nur zu bald wurde dieser letzte irdische Lichtstrahl von den Schatten des Todes verschlungen. Steffen war daheim, und alle Lebensräthel waren für ihn, im Glanze der göttlichen Liebe, gelöst.

VI.

So sollen sie lieben und leben
 Gott stärke sie selber dazu,
 Bis einst er ihnen wird geben
 Dort oben die himmlische Ruh.

Karl Gerold.

Am Morgen ging Hans ins Dorf, um das Notwendige zu bestellen, während dem hantirte Lisbeth im Haus; da tauchte der Sternwirt an der Hausthüre auf. Nach dem üblichen Guten Morgen! fragte Lisbeth, ob er den Vetter sehen wolle, er liege auf dem Stroß in der Kammer.

„Deretwegen bin ich nicht gekommen, ich bin nicht besonders für die Toten, ich halte es lieber mit den Lebendigen,“ erwiderte Karl, indem er einen Schritt näher kam.

Lisbeth wich zurück und maß den Sternenvirt mit Verachtung. „Karl,“ sagte sie, „frevle nicht, wo ein Toter liegt, da muß die Narretei weichen.“

„Den Narren mach ich nicht, es ist mir ernst, du weißt so gut wie ich, daß der Better meiner Mutter auf dem Todesbett versprochen hat, daß du meine Frau wirst.“

„Daß das nicht möglich ist, habe ich dem Vater gesagt, und warum, will ich dir jetzt auch gleich sagen: Hans hat mein Wort, und bei dem bleibt's.“

„Da kannst du mit deinem Hans ins Armenhäufel wandern, wo du her bist,“ schäumte Karl vor Wut.

„Lieber mit Hans dorthin, als mit dir in den Sternen,“ schleuderte Lisbeth dem Freier entgegen, indem ihre Augen in Born aufflamnten.

Zu weiterer Erörterung blieb nicht Zeit, da die Gerichtsherren eintraten. Sie forderten die Schlüssel von Kisten und Kästen, suchten nach einem Testament, fanden aber nirgends einen Anhalt, der auf die letzte Verfügung des Verstorbenen hingewiesen hätte.

Auf die Frage, ob Lisbeth etwas von einem Testament wisse, antwortete sie bestimmt:

„Der Vater hat nie von einem Testament geredet.“

Nun wurden die Siegel angelegt, und die Herren gingen.

Als Karl das Haus verließ, sagte er höhnisch: „Ich wünsche der Jungfer Glück auf den Weg!“

Lisbeth biß sich auf die Lippen und würdigte den Sternwirt keines Blickes, als aber die Gesellschaft draußen war, warf sie sich an der Leiche nieder und weinte zum Herzbrechen.

Hans wurde ärgerlich, als er die Siegel an den Thüren sah. „Solches wäre nicht nötig gewesen,“ sagte er, „wir stehlen nicht.“

Das Leichenessen war im Sternen, niemand lud Hans und Lisbeth dazu ein; hätte Karl sie übrigens eingeladen, so wären sie, so wie die Sachen standen, dennoch nicht gekommen.

Trübe und bekümmert saßen sie beide bei der Dellelampe. „Uebel sind wir dran, Lisbeth,“ brach Hans das peinliche Schweigen, „wir haben nie Lohn gehabt, der Better hat uns wie seine Kinder gehalten, jetzt, wo wir für uns anfangen wollen, haben wir keinen Pfennig, der unser ist. Das Gericht würde uns wohl Lohn zusprechen, aber mit dem Sternwirt einen Handel anfangen, das ist mir zuwider.“

„Da hast du wohl recht, Hans, mir ist's gerade so zu Mut. Wir wollen in Gottes Namen dienen, du als Knecht, ich als Magd, und wenn wir uns erspart haben, was wir notdürftig brauchen, dann werden wir Tagelöhnerleute; dabei dürfen wir denken, wir haben's gut gehabt, als wir Kinder waren.“

„Ja, gut haben wir's gehabt, weißt noch, Lisbeth, wie wir am Sylvester gestochen haben? Ich hab' meinen Spruch nicht vergessen: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“

„Das paßt, Hans,“ sagte mit neuem Mut die arme Braut, „und du wirst sehen, daß mein Spruch auch in Erfüllung gehen wird.“ Sie hob die Bibel auf die Tischplatte, zog den Docht

herauf und suchte den vierzigsten Psalm. Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und hörte mein Schreien und zog mich aus der grausamen Grube und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann, und hat mir ein neues Lied mitgegeben zu loben unsern Gott. Jetzt noch des Vaters Los," sagte Lisbeth, „das ist zu hinterst in der Bibel.“ Indem sie die Seiten herumwarf, stuzte sie; das letzte weiße Blatt war ringsum an den Deckel geklebt: „Das ist noch nie so gewesen, lug' nur Hans, da steckt etwas dazwischen!“ Mit einem Messerschnitt war der Leim gelöst, Steffens Testament fiel auf den Tisch.

Zitternd nahm Hans den Brief: „Das muß heute noch an Ort und Stelle," sagte er.

Im Sternen ging's hoch her, auf die Erbschaft hin konnte Karl schon etwas darauf gehen lassen; selbst die Gerichtsherren waren geladen. Es war in der geräumigen Wirtsstube etwa wie es Daniel 5 geschrieben steht.

Von Belsathsar heißt es: Da der König der Hand gewahr ward, die da schrieb an der Wand, entfärbte er sich, und seine Gedanken erschreckten ihn, daß ihm die Lenden schütterten und die Beine zitterten. So etwa war es dem Sternwirt zu Mute, als Hans unter der Thüre, den Brief hochhaltend, brüllte: Das Testament!

Einen Augenblick war's stille. Ziel doch wie ein Zeichen aus der andern Welt das Testament in das fröhliche Gelage. Der

Friedensrichter kam zuerst zum Bewußtsein. Als er den Gastwirt so ganz verdonnert sah, sagte er: „Man muß auch wissen, ob das Testament echt und gültig sei.“

„Um das zu erfahren, habe ich's hierher gebracht,“ erklärte Hans.

Der Gerichtsmann besah sich das Ding nach allen Seiten hin und gab das Urteil ab: Außerlich sei es richtig, nun müsse man sehen, ob es auch sonst zutreffe. Wenn es den Herren recht sei, so könne das Testament sofort eröffnet werden. Der Bürgermeister hatte dagegen nichts einzuwenden, und der Sternwirt sagte: „Wenn geköpft sein soll, so ist's am besten gleich.“ Auch Hans machte keinerlei Einwendung. Der Friedensrichter nahm sein Tischmesser, den Anschlag zu lösen. Hans drückte währenddem seine Lederkappe fest zwischen den gefalteten Händen und betete: „Mein Gott, Dein Wille geschehe!“

„Das Testament ist, allem Anscheine nach, richtig, es ist von Steffen, vom Notar und Zeugen unterzeichnet; der Inhalt lautet:

„Mein sämtliches Vermögen vermache ich meinen beiden lieben Kindern Hans Bomweg und Elisabetha Haldermann. Mögen sie den, der sie lieb gehabt, in gutem Andenken behalten. Stephan Walter.“

Nun kam das Bittern den Hans an, so daß er sich auf die Ofenbank niederlassen mußte. Etwas hatte er gehofft, aber das sämtliche Vermögen, das war zu viel, es übernahm den armen

Waisenknaben. „Lisbeth!“ rief er, sich aufraffend, und flog das Dorf hinauf.

Karl ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. An dem nächstliegenden ließ er seine Wut aus und brüllte: „Und dem Halunken hab' ich den Leichenims gehalten!“ Die Gäste verschwanden, und der Sternwirt blieb mit seinem Aerger allein.

Als Hans fort war, that Lisbeth, was sie zuvor thun wollte, sie schlug das einundzwanzigste Kapitel in der Offenbarung Johannes auf und vertiefte sich in die Herrlichkeit, welche sich hier in wundervollem Bilde dem ahnenden Menscheng Geist erschließt. Sie gedachte des Toten, der nun, alles Erdentwehes ledig, seine Seligkeit genieße. Nicht mehr gedachte sie des dunkeln Grabes, in das sie schauernd gesehen, als das irdische Kleid eingesenkt wurde, aber hinauf zog ihre Seele in die Lichträume, in welche weder Leid noch Geschrei eindringen. Wird's uns auch schwer werden, sagte sie, eins bleibt uns, das Ewig e, dazu, lieber Gott, verhilf uns!

Da wurde das Hofthor aufgestoßen, und einige Sekunden nachher erfuhr sie von dem Bräutigam: „Wir sind daheim! Alles ist unser!“

Maria Rebe.

